

verküper von Ferrara, feierte sie in einem Roman, viele Andere noch, deren Namen vergessen sind, legten ihr Kränze von Rosenberg zu Füßen; aber auch Aristofanes hat es nicht verschmäht, der vielfach Besungenen Weibbrauch zu streuen. Wie überraschend war es für mich, unter den besonders nennenswerthen, von Gregorovius gerühmten Männern den Namen des mir bis dahin unbekanntem Dichters Fregoso zu lesen, dessen Gedicht „Cerva bianca“ in einem gedruckten, mit Handzeichnungen von Leonardo da Vinci versehenem Exemplar, in kostbarem Einband, ich in der Beilage zu Nr. 163 der „Allg. Ztg.“ S. 2379 einer flüchtigen Besprechung unterzogen hatte.

Durch die Zeichnungen hatte der Dichter eine Bedeutung erhalten, die nun noch durch die von Gregorovius ihm angewiesene Stellung verstärkt wurde, so daß es mir keine Zeitverschwendung dünkte, mich näher um den Mann umzuthun. Ich wandte mich deshalb an Girolamo Tiraboschi und fand in seiner „Letteratura Italiana“ Tom. VI. parte III., Firenze 1809, p. 838 die nachstehende befriedigende Auskunft über den Ehrenmann: „Italien hatte zu jener Zeit (um 1500 ff.) viele hochgeschätzte Dichter, die aber bald danach in gänzliche Vergessenheit kamen. So lebte der genuesische Patriarier Antonio Fregoso (?), auch Julgoso und Campo Fregoso und wegen seiner Vorliebe für Einsamkeit „Fileremo“ genannt, lange Zeit in Mailand am Hofe des Lodovico il Moro und nach dem Sturze dieses Fürsten auf einer ihm eigenen Villa in Colterano bei Melegnano, wo er die meisten seiner Gedichte geschrieben haben wird. Viele derselben sind in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts in Mailand im Druck erschienen, so unter anderen: „Il riso Democrito e il Pianto d'Eraclo“ in XXX capitoli in terza rima; „La Cerva bianca“, poema morale ed amoroso in ottava rima; le selve ossia raccolta di piu altre poesie, oltre alcuni altri opuscoli poetici.“ Hinzufügt Tiraboschi, daß Fregoso 1515 noch am Leben gewesen, und daß Aristofanes und andere Schriftsteller mit Achtung von seinen Dichtungen gesprochen. Eine derselben, „Cerva bianca“ (die weiße Hindin), ist zunächst nur auf Veranlassung der bewunderungswürdigen künstlerischen Beigabe hier in Betracht genommen.

Es drängt sich nun sogleich die Frage auf nach dem Verhältniß der Zeichnungen zu dem Gedicht. Beide, Fregoso sowie Leonardo, standen in näher und achtungsvoller Beziehung zum Hofe der Sforza in Mailand, und so ist es nicht unwahrscheinlich, daß das Gedicht mit seiner Schilderung und schließlich Verherrlichung der im Hause Sforza herrschenden Sinnes- und Lebensrichtung als gebührende poetische Festgabe für die Hochzeit Gian Galeazzo's mit Isabella von Aragonien im Jahre 1478 könnte entstanden sein. Im Druck aber ist es nach eigener authentischer Angabe („Allg. Ztg.“ Nr. 163 S. 2379) des Herausgebers H. M. Mantegazzi erst im Jahre 1510 erschienen, zu welcher Zeit der Glanz des herzoglichen Hauses bereits erloschen, die Reihen der Familienglieder gelichtet, ihr mächtiges Haupt Lodovico des Herzogthums und der Freiheit verlustig in demselben Jahre in schmählicher Gefangenschaft zu Loches in Frankreich gestorben war.

Da nun aber selbstverständlich die Zeichnungen nur auf ein gedrucktes Exemplar gemacht sein konnten, so liegt die Frage nahe: wie war dieß — wenigstens für die Bildnisse — nach 1510 noch möglich? Und wie ist Leonardo dazu gekommen, in ein Hochzeitsgedicht, worauf doch die den Reigen der Zeichnungen eröffnenden Bildnisse von Gian Galeazzo und Isabella von Aragonien hinweisen, sowie auch in mathematische, musikalische und andere Bücher ganz heterogene Gegenstände einzuzichnen? Hier müssen wir uns zunächst seiner Gewohnheit erinnern, immer und überall, auf Wegen und Stegen, um keine Zeit seinem Wissensdrang und unbefränktem Studieneifer zu entziehen, ein Buch aus irgendeiner Wissenschaft bei sich zu haben, das er dann zugleich als Skizzen- und Zeichenbuch für Gegenstände oder Personen der Wirklichkeit, der Erinnerung oder der Phantasie benützte. So erklärt es sich, daß sich in diesen Büchern die verschiedensten Dinge und die flüchtigsten Zeichnungen neben den vollkommenst ausgeführten Bildnissen befinden, die inzwischen alle in Strich und Weise der Ausführung ein so festes und übereinstimmendes Gepräge haben, daß eine zweite Hand, und gar die eines Copisten, völlig ausgeschlossen ist. Was aber die willkürliche oder zufällige Benutzung der Bücher für die Zeichnungen betrifft, so dürfen wir wohl daran denken, daß man zu Leonardo's Zeit noch nicht die heutige Papierverschwendung kannte, und daß namentlich Künstler freie Stellen, leere Ränder und Rückseiten der Blätter in Büchern bestens zu verwenden verstanden.

Gehören nun schon das Gedicht und der Druck desselben verschiedenen Zeiten an, so weist der jetzige Prachtband von blauem Sammet mit kunstvollen Emailbildern auf eine noch spätere Anfertigung hin, durch welche der Besitzer seine Werthschätzung der Zeichnungen wohl haben behältigen wollen, da es unmöglich gewesen wäre, dieselben wie sie stellenweise vom Einband eingeklemmt sind, mit der ihnen eigenen Freiheit und Sicherheit auszuführen.

Freunden der italienischen poetischen Literatur dürfte es vielleicht als Ergänzung früherer Mittheilungen der „Allg. Ztg.“ willkommen sein, Fregoso's Gedicht vom weißen Hirsche, wenn auch nur im Umriss, aber mit Hinweisung auf Erinnerungen, die es in der Seele eines Leonardo da Vinci zu erwecken vermocht, vor den Augen vorübergeführt zu sehen.

Er beginnt sein Gedicht mit einer Art Entschuldigung seines gewagten Unternehmens:

„Es lechzt die Seele nach der Silberquelle
Des Helikon nach ungelöschtem Durste
Und reizt zum Labetrunk das Verlangen.
Und also mächtig spricht zu mir die Muse,
Daß alle anderen Gedanken schweigen,
Sie aber, dem vertrauten Schreiber gleichend,
Mich mahnet: Schreib Fregoso! Du mußt schreiben;
Denn das allein wird nach dem Tod noch bleiben!“

Er schreibt und leicht und voll fließen in italienischer neuer — jetzt etwas veralteter — Sprache die Verse. Das Gedicht behandelt in ausführlich epischer, selbst ins Lehrhafte übergehender Breite das Thema von der wahren himmlischen und der unwahren irdischen oder sinnlichen Liebe und dem endlichen Sieg der ersteren, der indes, wie die herrschende Denkweise und schrankenlose Sittenverderbnis der Zeit es dem Dichter an die Hand gaben, ihr nicht leicht gemacht wurde.

Der Dichter ist auf der Büsch nach der um ihrer wunderbaren Schönheit willen vielgepriesenen weißen Hindin, die er ihrem Herrn zu Füßen zu legen aufs eifrigste, aber fruchtlos bemüht gewesen. Bereits neigt der Tag sich zu Ende; jagdmüde läßt er sich auf einem Ruheplatz unter dichtbelaubten Bäumen nieder, nicht ohne „Gedanken und Verlangen“ — das sind seine beiden treuen Jagdhunde — noch immer erwartend, die Hindin in Sicht zu bekommen.

„Weiter streifend“ — erzählt der Dichter — „durch das Dickicht des Waldes kam ich zu einer umgürteten klaren Quelle und gedachte eben an einem erfrischenden Trunk mich zu laben, als zu meiner freudigen Ueberraschung die weiße Hindin, offenbar dem Durst zu stillen, dem Wasser mit leichten Schritten sich näherte. Ich verbarg mich, um unbemerkt ihre Schönheit zu bewundern; sie aber entdeckte mich und ergriff eilig die Flucht, die Schlingen vermeidend, die ich ihr gelegt. Meine Hunde jedoch säumten nicht, sie mit allem Eifer zu verfolgen, unaufhaltsam, sogar ohne auf meinen Zuruf zu achten. Fort war die Hindin!“

An dieser Stelle des Gedichtes ist am inneren Rande ein weibliches Bildniß von großer Schönheit gezeichnet, in reicher Kleidung und fürsichtlich geschmückt. Kupferstiche aus der Zeit nach dem Druck des Buches, somit auch nach der Ausführung der Zeichnung, bezeichnen das Bildniß als das der Isabella von Aragonien, Tochter des Königs Alfonso II. von Neapel und Gattin von Gian Galeazzo Maria, dem Sohne des wegen seiner Grausamkeit vom Volke ermordeten Galeazzo Sforza, dem Neffen demnach von Lodovico il Moro, dem zweiten Sohne des durch seine Kriegsthaten berühmten Francisco Sforza. Einige Blätter danach folgt sodann das Bildniß des Giovan Galeazzo Maria, den sein Oheim Lodovico, um sich der allerdings berechtigten Ansprüche desselben auf das Herzogthum auf kürzestem Wege zu entledigen, im Jahre 1494 hatte vergiften lassen. Das war das Zeitalter der Renaissance, welchem der Adel und die Schöpferkraft eines Leonardo, Michel Angelo und Raphael, aber auch die Straflosigkeit unerhörter Gewalththaten und Verbrechen den Stempel aufgedrückt.

Der Dichter fährt fort: 1)

„Wie auserlesen sah ich mich vom Glück,
Zu sehn die Hindin steklenlos und schön!
Saut schlug mein Herz, indem ich mich erhob,
Am ganzen Leibe zitternd, voll der Furcht,
Nicht zu gewinnen diese seltsame Beute,
Um die allein die Jagd ich unternommen,
Und lautlos folgt' ich ihr mit meinen Hunden,
Bis in des Waldes Dunkel sie verschwand.“

Bergeblick ist die weitere Verfolgung, die er seinen beiden Hunden „Gebanke und Verlangen“ überlassen muß, da sie auf seinen Appell nicht achten — begreiflicherweise, da ein echter und rechter Jagdhund einem Belwilde mit unbegreifbarem Eifer, bis er es erreicht, auf der Fährte bleibt. Dem Dichter aber wird bang im finsternen Walde, schußlos gegen den Ueberfall von bösen Menschen und wilden Thieren; da leuchtet ihm plötzlich ein Rettungslicht, das Zeichen einer menschlichen Wohnung, in der er Aufnahme sucht und findet. Hier hauste, zurückgezogen von der Welt, der greise Priester der Göttin, die, mit der Aegis auf der Brust und der Lanze in der Rechten, den Delbaum gepflanzt, Cubulo (Guter Rath), und nahm ihn freundlich und gastlich auf. Welch eine glückliche Folge hatte die verfehlete Jagd! Cubulo fand bald das Wort, die Bedeutung seines Namens kund zu geben, schildert die mannichfachen menschlichen Bestrebungen, Hoffen, Liebe, Jagd, Reichthum, Ehren etc. Glücklich, wer eine rechte Wahl getroffen! Immer aber habe er das Alter vor Augen; denn nur das Ende lobe das Leben, wie — nach dem Sprichwort — erst der Abend den Tag.

„Wer seine Jugendzeit in eitlem Lust verbringt,
In Spiel und Festschlichkeiten Tag und Nacht,
Wie kann er je ein ruhig Alter haben,
Das ohnein schon schwer und lästig ist,
Wenn ihm, von sinnlichem Genuß entnernt,
Erstarrt die Kraft, nur die Begierde blies,
Ein brennend Feuer in der öden Brust.
Drum auf das Alter wende stets den Blick
Und leiste tapfer und ausdauernd Widerstand
Den Lockungen der süßen und so giftigen Sinnenlust.
Und wenn Du Jugend hegst in Deinem Herzen,
Daß Deine Seele nach dem Himmel strebt,
So löse zeitig Dich vom Irdischen los,
Und ew'ge Seligkeit ist Dir gewiß!“

Es war vorauszu sehen, daß der Jäger der weißen Hindin auf die weisen Lehren Cubulo's nicht eingehen würde. Mit großer Bescheidenheit zwar, aber doch sehr entschieden entgegenet er ihm:

„Mit Weisheit — nicht wahr, o mein Vater! — ward
Geschaffen alles, was da ist auf Erden
Von Gottes Vorsehung in Ewigkeit,
Wie leicht auch alles, was da ist, zufällig scheint.
Und dennoch ist es zuverlässig wahr,
Daß ohne des Allmächt'gen Wille nichts geschieht,
Und daß wer anders denkt, für nichtig hält
Ein Werk von Gott und der Natur, von Sinnen ist.
Ein jeglich Alter von uns armen Menschen
Hat seine eigne Weise, eigne Freuden:
Die Kinder sind mit Wenigem und Nichtigem beglückt
Und freuen über Haselnüsse sich;
Doch später wollen Pferdechen sie und Hunde;
Zu Fesseln und Thorheiten leicht verführt,
Sind durch Verweis und Tadel sie verlehrt
Und werden schnell des Talters Feind.
Die blüh'nde Jugend hat nur Lieb' im Kopf,
Galante Abenteuer, leichtfertig durch und durch;
Kanz und Muffel vor allem sie begehrt
Und möglichst unbenegt durch Schädlichkeit und Scham,
Verschwenderisch mit Zeit, denkt niemals an Gefahr,
Und ebner Weg scheint ihr jedweder Berg,

1) „Ottaviano“ nennt ihn Gregorovius; aber das war der Vorname eines genuesischen Herzogs „Fregoso“. S. Tiraboschi a. a. O.

1) Ich gebe einzelne Stellen des Gedichtes mit Kürzungen in freier Uebersetzung.

Und kommt das Alter, bringt es andre Säfte
Und wird nicht immer die vergang'nen rühmen.
Auch weiß nicht Jeder, was für Jeden paßt,
Dem weniger, dem mehr, wie er nun einmal ist.
O glaub' es, Vater! mir: der kann nicht Mensch sich nennen,
Dem was er denkt und thut nicht zusimmt die Natur.
Da jeglichem Geschöpf die Neigung angeboren,
Die zu besiegen bleibt vergeßliches Bemühen.
Es kann der Mensch allein nur thun was menschlich ist!
Ein Mensch bin ich geboren, und was Natur mich lehrt
Von Jugend auf zu thun, von dem werd' ich nicht lassen.
So werd' ich stets dem Will durch Wald und Hecken folgen
Mit meinen treuen Hunden in müßvollem Vergnügen,
Und funkeln mir glänzende Dichter auf Erden — ich bete sie an,
Gleich Sternen des Firmaments, ein himmlisches Gnadengeschenk!
Ich fürchte nicht zu fehlen, ich folge der Natur,
Wenn ich mich dessen freue, was ich von ihr empfang."

Bei dieser Stelle scheint Leonardo sich so lebhaft an die liebenswürdige, lebensfrohe Gattin des Francesco Giocondo, Monna Lisa, deren Bildniß er einige Jahre vorher (um 1507) in Florenz gemalt, erinnert zu haben, daß er es Zug für Zug sprechend mit aller lieblichen Heiterkeit an dem Rand des Blattes einzeichnen konnte.

Aber Cubulo entgegnet ihm mit mildem Ernst und versteht ihn auf die Vernunft, das höchste Geschenk Gottes, und auf deren unantastbaren Wahrpruch zwischen Gut und Böse, auf den Segen der Tugend und die schrecklichen Folgen unbegrenzter Begierden und Leidenschaften.

Völlig überwunden von der Weisheit Cubulo's, findet der Dichter einen Trost darin, durch seine Gegenrede ihn zum Aussprüche seiner Lehren veranlaßt zu haben, gleich dem Winger, der die Traube preßt und so den Wein gewinnt, und wird, was er vernommen, sich zu Herzen nehmen. Dazu hat Leonardo das Bildniß Beatrice's, der Gattin des Moro, als Bektterin von Vernunft und Tugend gezeichnet.

Im zweiten Gesang kommt der Dichter mit einem schönen Jüngling zusammen, der, tief in Melancholie versunken, ihm Auskunft gibt über die weiße Hindin, die — eine Nymphe von wunderbarer Schönheit — von der keuschen Göttin des Waldes um heimlicher Liebe willen verstoßen und in die Gestalt des Wildes verwandelt worden. Das Bildniß des Jünglings ist nach der Geschlechtstafel der Sforza dasjenige des unverheiratheten Bruders Lodovico's, des nachmaligen Cardinals Ascanio. Er bewohnt ein schönes Schloß mit reizender Umgebung, wo er mit einer vom Kopf zu den Füßen wunder schönen Nymphe in heimlicher aber wilder Ehe lebt. Das Verhältniß wird verathen; angstvoll kommt sie zu dem Geliebten, Schutz bei ihm zu finden gegen den Zorn der Göttin des Waldes. An dieser Stelle steht von Leonardo's Hand ein weibliches Bildniß, das in der Geschlechtstafel der Sforza als die Gattin von Lodovico's Sohn, Maximilian, gekennzeichnet ist, von der aber die Geschichte — so weit sie mir bekannt worden — nichts berichtet, was in unmittelbarer Beziehung zu den Worten des Gedichtes stehen könnte.

Es galt nun den Zorn der keuschen Königin des Waldes zu versöhnen; und mit dem Spruch: „Aide toi, Dieu t'aidera!“ wendet Alpuano — das ist sein Name — sich an den weisen Cubulo, der die Vermittelung übernimmt. Den Dichter ladet er aber in sein Schloß ein, und gibt damit dem Gedicht eine neue Wendung.

In diesen mit allen Reizen der Kunst und der Natur geschmückten, den Mufen, Grazien und dem Apollo geweihten Räumen lebt Alpuano mit einem kenntnisreichen weisen Freunde der Wahrheit (Philareto). Während er indes noch in Rede und Widerrede sich ergeht über Recht und Macht der Liebe, ergreift dieser das Wort und erzählt, daß er in früher Jugend als ein Schützling des Fürsten von Mailand in dessen Bibliothek Zutritt erhalten, zu den daselbst angesammelten Schätzen hebräischer, lateinischer und griechischer Sprache. Besonders inbeß habe ein verbotenes Buch ihn angezogen, das er mit großem Eifer studiert und selbst auf Spaziergängen bei sich gehabt. An dieser Stelle steht, von Leonardo's Hand gezeichnet, die Halbfigur eines jungen Mädchens, ganz von vorne gesehen, schmuß und ausdruckslos mit lang über Hals und Schultern herabhängenden Locken, mit welcher vielleicht der Künstler die Eigenheit des verschlossenen, schwer verständlichen und doch so fesselnden Buches hat sinnbildlich bezeichnen wollen.

(Schluß folgt.)

Italien.

§ Rom, 17. Nov. Auf die Auslassungen des Berliner „Militär-Wochenblatt“, nach denen die italienische Armee eine zwar zur Defensiv, aber nicht zur Offensiv ausreichende Artillerie besitze, weshalb eine Vermehrung dieser Waffe unumgänglich sei, erwidert der ministerielle „Popolo Romano“: „Theoretisch sind wir mit dem deutschen Blatte vollkommen darin einverstanden, daß unsere Artillerie nicht so zahlreich ist, wie zu wünschen wäre; und wir hätten es daher lieber gesehen, wenn vor der Vermehrung der Zahl der Armeecorps dafür gesorgt worden wäre, die durch die Organisation von 1873 geschaffenen zehn Corps bezüglich der Zahl und Bedeutung sowohl der Artillerie als der Cavallerie zu verstärken. Indessen hat diese Ansicht, welche unseren militärischen Bedürfnissen und finanziellen Mitteln am meisten entspräche, keinen Anklang gefunden, und es ist unmöglich, an die Ursachen zu erinnern. Heute stehen wir einerseits vor einem Staatsgesetz, dessen Anwendung uns nöthigen wird, die äußerste Gränze des Militäretats — man hat sie als die Säulen des Hercules bezeichnet — mindestens um 10 Millionen zu überschreiten; andererseits vor zwei großen finanziellen und ökonomischen Problemen, der Aufhebung der Wahlsteuer und des Zwangscurses (beide sind keine Probleme mehr), deren glückliche Lösung eine Ehrenpflicht der Regierung und der Nation ist. Sene beiden Elemente der Situation zu versöhnen, ist schon an sich eine schwere Aufgabe, so daß alle Vorschläge zu Mehrausgaben, die nicht als absolute und unbestreitbare Nothwendigkeit zu erweisen sind, energig zurückgewiesen werden müssen. Die in Rede stehenden gehören nicht zur letzteren Kategorie; denn nach der Ansicht des „Militär-Wochenblatt“ selber sind achtzig Geschütze für jedes Armeecorps — soviel wie das italienische Heer besitzt — für einen Defensivkrieg genügend. Italien hat, wie Gott sei Dank! Alle wissen, keinem Völker Luft zu machen oder auf Kosten anderer Völker oder Staaten einen Ehrgeiz zu befriedigen, der Rüstungen rechtfertigte, welche in keinem Verhältniß zu seiner wirtschaftlichen Lage und seiner politischen

Mission stehen — einer Mission, die wesentlich und ausschließlich friedlich ist.“ Wenn der „Popolo Romano“ Recht hat, so hat ohne Zweifel das deutsche Fachblatt gleichfalls nicht Unrecht. Daß Italien eine für die Landesverteidigung ausreichende Artillerie besitzt, und daß es keine Offensivabsichten hegt, schießt offenbar nicht aus, daß es unter den heutigen europäischen Bedingungen auch die zur Offensiv nöthige Stärke erwerben müßte. Denn jeder europäische Staat kann, ehe er sich dessen versteht, und lebendig aus Vertheidigungsrückichten, zur Offensiv gezwungen werden. Man weiß das auch hier sehr wohl und es ist kein Geheimniß, daß die Militärleitung auf eifrigste bemüht ist, die Wehrkraft des Landes nach jeder Richtung hin zu stärken. Es werden zahlreiche, sich widersprechende Gerüchte bezüglich der Mehrforderungen des Kriegsministers, der Erhöhung des nächstjährigen Militäretats und sogar von Divergenzen zwischen dem Kriegs- und dem Finanzminister in Umlauf gesetzt. Einige Blätter, die sich für besonders gut unterrichtet ausgeben wollten, haben sogar versichert, daß nach längeren Verhandlungen die beiden Minister sich dahin geeinigt haben, das Militärbudget auf die Höhe von 210 Millionen Lire zu bringen! Die Wahrheit ist, daß der General Ferrero für die nächste nur halbjährige Statsperiode gegen 3 Millionen Lire Mehrausgaben beansprucht hat und weitere beträchtlichere Erhöhungen, namentlich zum Zwecke der Fortificationen, erst für die folgende Statsperiode beantragen wird, welche, der neuen Fixirung des Statsjahres entsprechend, mit dem 1. Juli 1884 beginnen wird. — Vorgesetzten haben die sämtlichen in Neapel anwesenden Abgeordneten, welche der fortschrittlichen Opposition angehören, eine Vorversammlung abgehalten, um sich wegen der morgen zu erwartenden Parteiversammlung ins Einvernehmen zu setzen. Der Baron Nicotera ist als der ungeduldigste der Dissidenten schon in Neapel eingetroffen und bemüht sich soviel als möglich Feinde des Ministeriums zusammenzutreiben. Während sich dort ein Gewitter zusammenzieht, das morgen in oratorischen Donnererschlägen, nach der Kammer-Öffnung aber in Blitzen über dem Cabinet losbrechen soll, machen sich auch auf der entgegengelegten parlamentarischen und regionalen Hemisphäre Symptome von drohenden Witterungsveränderungen bemerkbar. Im Süden die Linke, im Norden die Rechte, welche Hr. Depretis die Pistole auf die Brust zu setzen sich ansieht. Sene kann die Anerkennung beanspruchen, daß sie ihrer Fährte immer, wenn auch allzu engherzig, treu geblieben ist. Diese spielt ein Spiel, welches man ein falsches nennen muß, obwohl Hr. Minghetti der Hauptspieler ist. Nachdem derselbe seit dem Tage von Stradella im Namen und mit Zustimmung seiner Partei wiederholt erklärt hat, daß er sich dem Programm des Ministerpräsidenten voll anschließen, hat er so eben in Bologna gegen einen angesehenen Publicisten sich in einer Weise geäußert, welche auf seine Befehrung zur Depretis'schen Politik ein sehr zweideutiges Licht wirft. Hr. Minghetti hat zwar auch früher mehrmals angedeutet, daß diese seine Befehrung durch den moderirten Charakter der jüngsten Richtung der Regierungspolitik, die gegensätzlichen Waltungen, die Festigkeit derselben, die Abkehr von den Radicalen u. s. w. motivirt sei; aber jetzt zum ersten Male hat er es ohne Umschweife ausgesprochen: er folge Depretis, weil dieser mit den Ideen der Rechten regiere! Es heißt nicht mehr: Unterstützung des Programms von Stradella aus Anerkennung seines inneren Wertes, sondern: Bündniß mit Depretis, weil derselbe Moderirter geworden ist. Und daß dies nicht bloß sophistische Unterscheidungen sind, geht daraus hervor, daß Hr. Minghetti in der genannten Unterredung seine fernere Unterstützung der Regierung an Bedingungen geknüpft hat, deren Annahme seitens des Ministerpräsidenten allerdings die Frage, wer von beiden in das gegnerische Lager übergegangen sei, zu seinen Ungunsten entscheiden würde. „Man wird abwarten müssen“, hat der alte Chef der Rechten gesagt, „ob der Ministerpräsident sich als denjenigen zeigen wird, der das größte Interesse an der Consolidirung der Majorität vom 19. Mai habe. Diese Majorität kann nur consolidirt werden mittelst der Vorlagen, welche einigenden, nicht trennenden Charakter haben.“ In allgemeiner verständlicher Sprache heißt dieß: „Wir sind und wir bleiben die Rechte, Will Hr. Depretis ferner unsere Stimmen, so komme er zu uns; und er beweise seinen Uebergang, indem er die Gesetze und die Männer aufgibt“ — die bête noire ist nach dem Abgange Zanardelli's, Vaccarini's und Actons noch Baccelli mit der Universitätsreform — „welche unser placet nicht haben.“ — Hr. Depretis zeigt sich bis jetzt nicht dadurch betroffen, daß er sich von rechts und von links als Moderirten bezeichnen hört. Er wird auch ohne Zweifel — und mit einem bedeutenden Grade von Berechtigung — fortfahren, zu behaupten, daß er unverändert auf dem Boden der Linken stehe. Bei der elastischen Deutung jedoch, welche er selber dieser Parteibezeichnung gegeben hat, dürfte es nicht in Verwunderung setzen, wenn die Rechte, wie die Linke — beide auf Grund des gleichen Regierungsprogramms — so unverständliche Forderungen an ihn stellten, daß es selbst seiner Proteus-Natur nicht mehr gelänge, sich unbeschädigt durchzuwinden.

Neueste Posten.

* München, 20. Nov. Zu dem Berichte über die heutige Sitzung der Abgeordneten-Kammer tragen wir noch die Debatte über den dritten Punkt der Tagesordnung: erste Lesung des Gesetzesentwurfs, betreffend die Ausführung des Reichsgesetzes über die „Abwehr und Unterdrückung der Reblaus-Krankheit“, nach. Abg. Dr. Buhl kann nicht umhin, zur Generaldiscussion das Wort zu ergreifen, weil er selbst aus einer weinbautreibenden Gegend stamme, und weil er sich mit einigen Rechten als Sachverständiger einführen könne. Das schädliche Insekt, welches zu dem vorliegenden Gesetzesentwurf Veranlassung gegeben, habe eine sehr kurze, dabei aber recht traurige Geschichte. Dasselbe sei zum ersten Male im Jahre 1863 aufgetreten und habe seit dieser Zeit in den Weinbergen des südlichen Frankreich ungläubliche Verheerungen angerichtet; aber erst 1868 sei es zwei Naturforschern in Montpellier gelungen, über die wahre Natur dieser verderblichen Krankheit Aufschluß zu geben. Er habe einige Reblaus-Präparate mitgebracht und stelle den geehrten H. H. Kollegen die Bestätigung derselben frei. Das Insekt sei für seine verderbliche Thätigkeit sehr gut organisiert, von großer Widerstandskraft gegen äußere Einflüsse und dabei so klein, daß man es mit dem bloßen Auge kaum erkennen könne. Die Reblaus löbte sich mit ihrem ungemein scharfen Stachel in die feinen Wurzelgewebe des Weinstockes ein, zerstörte diese und hiedurch nach kurzer Zeit den ganzen Stock. Außerdem sei das Ungeziefer äußerst gefräßig und ungemein fruchtbar. Der Schaden, welchen diese Krankheit bisher in Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und Griechenland angerichtet habe, lasse sich ziffermäßig gar nicht feststellen, sei aber ungeheuer, und erkläre es zur Genüge, wenn man in Deutschland alle Dor-

Schwerlich sind doch die Sachsen oder ihre Nachbarn für die Gründer der Ziegelei anzusehen; wenn die Angelfachsen sich längst des Ziegelfeins und Thonflieses für ihre Hauseinrichtungen bedienten, so beruht dieß nicht auf einer Mitgift aus der Arheimat, sondern auf der vorgefundenen Römercultur. In Sachsen sprechen wieder schriftliche Zeugnisse noch auch erhaltene Denkmale für eine Ziegelbereitung und Verwendung vor jenem Jahre 1013; diese datiren aus weit jüngerer Zeit, in den Nachbarländern erst, wie sich zeigen wird, gegen 1200. Um 1000 hat jedoch auch Bischof Bernward von Hildesheim schon Dachziegel gefertigt, und der Zusatz des Biographen, es sei ohne weitere Anleitung geschehen, soll wohl besagen, daß er keine Ausländer dafür herangezogen, sondern bloß auf Grund seiner Reisebeobachtungen und seiner Uebersetzung gehandelt habe. Oder sollte schon er von der Ziegeler-Colonie zu Hannover gelernt haben?

Als im Jahre 1088 zu Goslar eine große Versammlung zu Ungunsten des Königs Heinrich IV. abgehalten war, der auch der Bischof Bucco von Halberstadt beigezogen hatte, entsteht in der Nacht ein Aufruhr gegen die Feinde des Königs und man umzingelt die Mauern des Hauses, worin Bucco eingekerkert war. Von allen Seiten durch den Lärm geweckt, zieht er sich in das Gemach einer nicht geringen Beste zurück. Obschon er sich ergibt, durchbricht man die Mauern und Thüren, befestigt den Boden, der mit Steinziegeln (lapideis tegulis) bedeckt und durch Balken und dichten Estrich gegen jede Feuergefahr gesichert war, zerstört das Haus und martert den Bischof zu Tode.¹⁾

Seltfam, daß in den nordischen Gegenden die Dachziegel und Thonfliese eher hervorreten, als der gebrannte Baustein, und das früher an Profanbauten als an Kirchen. Der gebrannte Baustein läßt sich nämlich, da die Leistungen der Hannoverischen Ziegelei unbekannt sind, nicht so bestimmt nachweisen, hat aber unabweislich mit jenen die Vorstufen zu der Ziegelarchitektur gebildet, welche im zwölften Jahrhundert hervorbricht. Also nicht so plötzlich und unvermittelt erstet als der erste Ziegel- und Schönheitsbau die um 1149 begonnene Klosterkirche zu Jerichow in den germanischsten Marken der Elbe. „Durch strenge, edle und stuhlvolle Anlage und besonders durch eine meisterhafte Technik“ leuchtet sie hervor und von ihr aus läßt sich das Weichen der Granitzgiebel und die Vereitlung der Backsteintechnik zunächst über die Altmark, dann über alle deutschen Ostseeländer deutlich verfolgen.²⁾ Man erkennt darin einstimmig das Werk von Colonisten, die gerade damals aus den Niederlanden in die Altmark gingen, zumal da die angewendeten Ziegelfeine auch im Format mit jenen der Niederlande übereinstimmen. Gleichwohl sollte diesen der nordische Ziegelbau in seiner Ausbildung noch bei weitem überflügeln. Man streitet nur darüber, ob die byzantinisirende Capitalform und der sich durchschneidende Fries von Stundbögen, welche zu Jerichow auftraten, von den hiesigen Bauleuten entwickelt oder aus anderen Ländern, etwa von Dänemark oder von der Lombardei, übernommen sind.

Dort war die erwähnte Capitalform schon unter Waldemar d. Gr. (1157—1192) üblich, und die Anklänge der deutsch-romanischen Bauten und Bauculpturen an die etwas ältere Kunst der Lombardei sind bekannt, die früheren Einwirkungen der letzteren auf Deutschland gewiß belangreich. Sollten die verwandten Formen nicht eher einem gemeinsamen Stammesgefühl oder einer mittelbaren Annäherung, als einer unmittelbaren Uebertragung entstammen sein? Sollten jene Gliederungen nicht auf selbstständigen Fortschritten der deutschen oder niederländischen Bauleute, auf einem kunstreichen Fortwachsen der Backsteintechnik beruhen, wovon wir die Vorstufen kennen, aber nicht mehr in den Einzelgestaltungen verfolgen können? Der Ziegelstein war doch schon über ein Jahrhundert in Norddeutschland gefertigt und jedenfalls um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, wie schon angedeutet, über die einfache Form und ungefährlache Verwendung längst hinaus.

Gerade um diese Zeit bereicherte sich die Architektur mit allerhand decorativen Formen, entlehnte sie wohl gar den Kleinkünsten und wies sicher passende Einflüsse von außen nicht ab. Auch die Backstein-Architektur mußte sich in einem Neuwere, wo der Hausstein ihr nicht so leicht den Weg vertrat, selbstständig zu decorativen Bildungen aufschwingen, welche seiner Natur und Beschaffenheit entsprachen. Anregungen allgemeiner Natur wirkten dabei sicherlich mit. Wer nun jene Capitalform nicht mehr von der Lombardei, sondern vom näheren Dänemark ableiten will, der erwäge, daß Dänemark seine Ziegeltechnik entweder den Einwirkungen Englands oder gleichfalls niederdeutschen Wandermeistern verdankt. Das letztere ist wahrscheinlich, insofern es sich längst, nach anderweitigen Kulturströmungen zu urtheilen, näher an Deutschland, als an England angeschlossen hatte. Und wenn erst die Wandlungen der Backstein-Architektur klarer vorliegen, da zeigen sich auch gewiß die näheren Vorstufen des Bogenschiefers und letztere gewiß auch in benachbarteren Gegenden, als jenen der Lombardei; eine Verdrängung der Bogenschiefel hat doch England auch in der Backstein-Architektur durchgeführt; schrittweise, dauerhaft und verständlich, wie ein Volkslied, hat sich ferner der einfache Bogenschiefel seine Wege gebahnt. Muß aber an einer Erfindung oder Uebertragung festgehalten werden, so dürfte dabei auch die Mitwirkung der Prämonstratenser, denen die Kirche zu Jerichow überwiesen war, in Betracht kommen. Wie rüstig und wie gedeihlich griffen diese Klosterleute damals überall in die Kultur des nordöstlichen Deutschlands ein!

Genug, das Kunstgemäße und Eigenartige des Backsteinbaues kam am ersten und am nachhaltigsten in jenen nordischen Flächen zur Entfaltung, wo der bildungsfähige Bruchstein fehlte und die Quantitätsgiebel mit ihrem spärlichen und unbilligen Korne abstießen. Gegenden, welche nähere Beziehungen zur Heimath des Ziegelfeins, zu den Rhein- und Niederlanden hatten, z. B. Oldenburg und Westfalen, kamen viel später auf die Fabrication des Ziegels, und verbanden ihn zunächst mit dem importirten oder örtlichen Bruch- und Werkstein — als Füllmaterial. So wurde er um 1180 für die Kirche zu Hastede im Oldenburgischen (auch Wildeshausen?), etwas später für die Klosterkirche zu Ahlum in Friesland genannt (Chrentrauts Friesisches Archiv II, 272, Matthaei Analecta VI, 174), und erst um 1200 erscheint er unter den Steinorten am Parthium zu Breden und in so mächtigen Stücken an der Cistercienserkirche zu Mariensfeld bei Gütersloh, als ob die junge Mönchscolonie, unbekümmert um alles Herkommen, selbst ihre Form aus praktischen Gründen bestimmt hätte. Die Cistercienser, welche mehrorts für verschiedenfarbige und schön gemauerte Thonfliese sorgten,³⁾ haben auch hier schätzbare Proben davon hinter-

lassen und vermuthlich sie sowohl, wie jene massige Ziegelform eingeführt. So viel hört man, daß er in den westlichen Flachlanden am Bruchsteine noch lange Widerstand fand; jedoch dort, wo der Bruchstein importirt werden mußte, eher einbrang, als anderswo, und zwar von Norden von den Niederlanden her. Bis hier an Profan- und Kirchenbauten der Weststein verdrängt und mittelst verschiedenfarbiger Sorten eine musthische Mauer- verkleidung durchgeführt wurde, dazu bedurfte es noch weiterer Stadien der Entwicklung.

Antonio Fregoso und Leonardo da Vinci.

Von Ernst Förster.

(Schluß.)

* Weiter erzählt nun Philareto, wie er die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der ihm die Geheimnisse des räthselhaften Buches aufgeschlossen, die drei Gattungen der Magie, der göttlichen, der giftigen und der natürlichen, von denen die letzte als die sicherste, zur Vereitigung der Gegenstände anleite, wie sie — die Seele der Musik — in der Harmonie der Sphären als erhaltende Macht walte und die Grundbedingung aller Liebe und alles Lebens sei. In dieser Stelle finden wir das Bildniß eines klaren, verständigen, sehr einfachen, heitern, sichtbar glücklichen, vielleicht nur aus der Phantasie geschöpften weiblichen Charakters.

Der Mann, der mir Licht in das dunkle Buch gebracht (fuhr Philareto fort), nannte sich Milotico und einen Aegyptier. Er war der Inbegriff aller Weisheit des griechischen und sonstigen Alterthums, kannte die Dämonologie des Alten und des Neuen Testaments, und forderte zum Kampfe gegen die bösen Geister auf, gegen die falschen Dämonen, die sich an uns drängen und die guten von uns fern zu halten suchen.

Danach stießen wir bei Gelegenheit einer Reihe Glück verheißender, weiser Lebensregeln auf das Bildniß eines Mannes von durchgearbeiteten, feinen Zügen, mit scharfem, einsichtsvollem Forscherblick, wie er nur dem Philareto eigen sein konnte.

Im vierten Gesang sitzen die drei Freunde, Fregoso, Apuano und Philareto, wiederum bestimmen in heiteren und ernsten Betrachtungen; aber Fregoso gedenkt der Abreise, welcher Apuano entgegentritt mit der Mahnung: „Denke daran! Drei sind der Grazien, neun der Mufen! nicht mehr, aber auch nicht weniger Tage schenke der Gast!“ Indes Fregoso, dessen Reiseziel noch in weiter Ferne liegt, brängt zur Abreise. Apuano gibt nach und ihm seinen Diener Ergoteles als Begleitigen zur Begleitung. Raum hat Fregoso den Nachen bestiegen, der ihn an sein Ziel tragen soll, so hat er von neuem zu kämpfen wider die Anpreitungen der Sinnenlust. Mit hausbackenem Verstand preist Ergoteles den Werth des Lebens im Genuß.

„Wir All sind unter dem Saturn geboren:

Der Wein erfreut des Menschen Herz,
Und Kraft erhalten wir vom Brod!
Sieh! beide fallen von dem Himmel nicht herab:
Geschenke sind sie unsrer Mutter Erde!
Fleisch gibt uns Blut und Nerven, weckt Begierden
Und facht das Feuer an der Liebesbrunnst,
Der Keiner, wenn das Glück ihm günstig, widersteht.
Wer könnte süßlos bleiben, sobald die Plöte lockt,
Der Zither Silberklang zu Tanz ruft und Gesang?
Du solltest nur mein Mädchen tanzen sehn,
Wie sie im leichten Schwung den Wirbelwind beschämt,
Daß ohne seinen Hauch der Boden Fülle fliegt;
Wie einem Engel gleich sie anmuthvoll sich dreht,
Und wie im Umbreihn sich das Kleid reizvoll verwirrt —
Glaub' mir, du würdest ohne Zaudern sagen:
Da brennen Alle, tatti quantal' Me!“

Dieser Stelle des Gedichts haben wir eine der reizendsten Zeichnungen Leonardo's zu verdanken, ein liebliches, lustig blickendes, scheinbar im Wirbel- tanz mit fliegendem Lockenhaar sich bewegendes Mädchen, das den Lobspruch ihres Geliebten, des Fährmanns Ergoteles, in keiner Weise lägen straft. Die Antwort aber, in welcher mit strenger Miene und scharfen Worten die Flüchtigkeit der keine Prüfung bestehendes Genußliebe von Dichter dargezogen wird, während echte, bis zum Tode ausdauernde Liebe nur in der Ehe sich bewähre, veranlaßt den Künstler zur Darstellung eines allerdings nicht mehr jungen, vielmehr erfahrungsreichen, weisen und sehr strengen Sittenpredigers, in welchem wir — scheinlich irrigerweise — den Schöpfer des Gedichts, Meister Fregoso selbst, vermuthen, der wie wir bald sehen werden, zu den Bekannten Leonardo's gehörte.

Auf eine weitere Prüfung seiner Liebe nicht näher eingehend, wirft Ergoteles die Frage auf: welches Werk das bessere sei, ob das der Natur oder das der Kunst? Und erhält sogleich die Antwort, daß das letztere so weit von jenem übertroffen werde als ein gemalter Mensch von dem lebendigen Urbild. Und wie nun auf diesen Ausspruch bauend, Ergoteles die natürliche Liebe für mächtiger erklärt als die künstliche, die freie Verbindung für fester und gesicherter halte, als wenn sie durch ein feierliches Ja in Banden gehalten werde, tritt ihm der Dichter mit der Frage entgegen, was er zu thun gedächte, wenn sein schönes Mädchen plötzlich entstellt und häßlich geworden sein würde? sah er sich entwandert und wußte keine Antwort zu finden. Aber der Dichter gibt ihm die beruhigende Aufklärung mit der Lehre von zwei Liebesgöttern, von denen der eine von körperlicher, der andere von Seelenschönheit erweckt und festgehalten wird, und die dann in vereinter Herrschaft den Menschen beglücken.

Im fünften Gesang hört man das Nahen der Königin des Waldes mit ihrem Jagdgefolge. Der Dichter wird mit seinem Begleiter auf eine Anhöhe geführt, von welcher er in weiter Umschau ein bdes Land und danach ein blühendes Gefild und die glänzende Stadt und feste Burg der Königin erblickt. Das ist sein Ziel. Aber plötzlich wird ihm drohend der Weg verlegt von einem feindlichen Reiterhaufen. Nach mancherlei allegorischen Fährlichkeiten auf dem Wege zur Stadt und zum Tempel der reinen Liebe, namentlich in dem bden Gebiete des Inteross, in welchem der Dichter — abweichend von der Mythologie der Alten, die in ihm die Gegenliebe verehren — den in sünder Luft von Mars und Venus erzeugten Feind der Liebe erkennt, und nach erprobter Mäßigung gegenüber verlockendem süßem Sinnegenuß gelangt er zu bebauten Gefilden und durch einen schattigen Hain zu einem wohl-

¹⁾ Belege für mehrere Angaben bei Nordhoff, Holz- und Steinbau Westfalens, S. 208, 210 f., 429 ff.

²⁾ Man vergleiche auch G. Dehio im bremischen Jahrbuch VI, 111, ff., 121.

³⁾ B. Bucher, Geschichte der techn. Künste, I, 188.

gehaltenen schönen Garten, in welchem ein ewiger Mai seine reichen Wundergaben entfaltete. Er schreibt:

„Wer im April, wenn die Drangen und Limonen blühen
Luftwandelt zu dem schönen Strand von Gaeta —
Die Luft ist meilenweit erfüllt von ihrem Duft —
Wie weicht die Sorge nicht, nicht jeder Schmerz von ihm!
So trug der Blumen Pracht aus diesem Liebesgarten
Aus tausend Kelchen mir Muth, Lust und Kraft entgegen,
Mit Wohlgerüchen wie kein andres Land auf Erden,
Und selbst Arabien nicht mir hätte bieten können.“

Aber eine viel größere Freude erwartete ihn. Nicht vergebens hatte er Erato angerufen im Beginn des sechsten Gesanges, die Muse der heiligen ehelichen Liebe um Schutz und Geleit zum höchsten Glück, von dem er zu singen und zu sagen haben werde. „Siehe! da stand vor mir — erzählt Fregoso — der Jäger, der aller Welt bekannte schöne Adonis, dem es gelungen, die weiße Hindin auf der Jagd in seine Gewalt zu bekommen, und der auch meine treuen Hunde an sich genommen. Bewundernd starr und stumm stand ich da. Ich hatte manchen Schritt gethan, und viele Gefahren bestanden; ich konnte zurücktreten, Liebe und Liebesleid aber hatten ihr Ende erreicht. Der Saal des Schlosses, in welchem ich stand, war mir zu eng geworden, die Mauern drückten mich; ich suchte durch eine Nebenpforte den Ausweg, und wandte mich nach dem heiligen Tempel ohne alle Begleitung, heiteren Muthes, dem Himmel und meinem Glück vertrauensvoll, als meine Augen plötzlich den Mann erblickten, den ich auf der gefahrvollen Wanderung durch das Gebiet des Anteros stets im Sinne gehabt, und den ich vor allen liebe und ehre, und mit dem vereint ich nun in die ersehnte Stadt eintrat.“ An dieser Stelle hat Leonardo sein eigenes Bildniß in Profil eingezeichnet, einen Kopf mit kahlem Scheitel, langem über die Brust herabwallendem Bart, hellem heiterem Angesicht, klarem Blick und sprechendem Munde, ein Zeugniß, wie erwähnt, für sein persönliches freundschaftliches Verhältnis zu dem Verfasser des Gedichts.

Wir traten ein in den pracht- und wunderreichen Tempel, den würdig zu beschreiben die Sprache keine Worte hat. Aber sowie in Loreto der Königin des Himmels zahlreiche Opfergaben in Gliedern von Wachs u. dergleichen sind, so sah ich hier eine Anzahl Thierhäute aufgehängt, unter denen ich auch verwundert das glänzende Fell der weißen Hindin erkannte. Ich war ganz verwirrt bei diesem Anblick, und an die Hüterin des Tempels mich wendend, erhielt ich die beruhigende, ja beglückende Auskunft:

„Sie waren Menschen alle, die du siehst, zuvor,
In Thiere wurden sie ob manches Fehls verwandelt
Und haben an dem heil'gen Ort hier sich verlobt,
Um wieder zu erhalten menschliche Gestalt.
Der heiligen Liebe Fackel hat verbrannt
Die letzte Spur der Thierheit ihrer Brust;
Das Thierfell ward im Tempel aufgehängt.
Das ist der Segen reiner ew'ger Liebe,
Daß in der Seele jeden Fleck sie tilgt.“
D wie ersehnte ich Cerva Bianca wiederum zu sehen,
In ihrer schönen menschlichen Gestalt!
Und meine Wünsche sah ich schon erfüllt.
Ein Chor ehrend'ger Pfeifer nahte sich
Mit hellem hohem Lobgesang dem Hochaltar,
Wie ich ihn schöner noch im Leben nicht gehört,
Und eine Stimme hör' ich vom Altare sprechen:
„Nicht fürder trag' ich Bogen, Pfeil und Köcher,
Nur eine Fackel halt' ich in der Rechten,
Die Tugend in der Seele zu entzünden,
Und auf dem Weg zum Himmel ihr zu leuchten.“

Da aber wo der Dichter den Wunsch ausspricht, die Cerva wieder zu sehen in ihrer schönen menschlichen Gestalt, hat die Hand Leonardo's das Bildniß hingezeichnet einer Frau mittleren Alters, einfach und doch schmuck im Zeitgeschmack gekleidet, mit edlen und doch nicht idealen Zügen, vollkommen lebenswahr, mit mehr runden als länglichen Formen und dem Ausdruck von klarem Denken und festem sicheren Handeln; unbedingt das schönste der Bilder die der große Meister dem Gedicht zum Geleit gegeben.

Von dem Dichter aber wissen wir, daß er in der Zahl der Poeten genannt wird, welche den Hof von Ferrara in der Frühzeit des 16. Jahrhunderts verherrlicht haben, und von Leonardo, daß er neben seiner dankbaren Erinnerung an die Familie Sforza dem neu aufgegangenen Gestirn von Ferrara nicht fern geblieben, wie er es auf dem Rande eines Blattes in dem ihm gehörigen Exemplar eines handschriftlichen Werkes aus dem 15. Jahrhundert über Musik dargehen, in welchem u. a. (S. „Allg. Ztg.“ vom 13. Juni d. J.) nicht allein das Bildniß Franz I. Sforza, gef. 1486, Studien zu dem Familienbild des Lodovico il Moro von 1494 in S. M. delle Grazie, sondern auch die Halbfiguren vom Herzog Alfonso II. von Ferrara und seiner Gattin Lucrezia Borgia, verheirathet 1502, sich befinden, welche die Vermuthung wecken, daß Fregoso mit seiner Cerva und der etwas verschleierte Wendung am Ende des Gedichts der Hochzeit in Ferrara nicht ganz fern geblieben, mit dem Druck desselben im Jahre 1510 aber auch nicht ganz klar hervortreten wollte, was man mit Gregorovius' Lucrezia in der Hand leicht verstehen wird. Wir aber halten den Namen des Antonio Fregoso besonders in Ehren in seiner offenbar nahestehenden und freundlichen Verbindung mit dem des Leonardo da Vinci.

Die badische Thronrede.

† Karlsruhe, 20. Nov. Die Thronrede, mit welcher Sr. k. H. der Großherzog heute den Landtag eröffnete, hat folgenden Wortlaut:
„Eble Herren und liebe Freunde! Ich heiße Sie beim Beginn Ihrer Thätigkeit freundlich willkommen. Es war Mir lieber vor zwei Jahren nicht beschieden, den Landtag selbst zu eröffnen und mit den Vertretern Meines Volkes persönlichen Verkehr zu pflegen. In der Mir auferlegten unfehlwilligen Zurückgelegenheit habe Ich indessen Ihre Arbeiten mit aufmerkamer Theilnahme verfolgt und deren Ergebnisse mit Befriedigung ausgenommen. Hohe Freude und Genugthuung hat es Meinem landesväterlichen Herzen bereitet, daß der Erbgroßherzog in der Zeit Meiner Verbindung den Auftrag zu Meiner Stellvertretung pflichttreu in Meinem Sinne und in ernster Hingebung an das Wohl des Landes vollzogen hat. Die Mir und Meinem Hause bei Meiner Krankheit und Genesung, wie bei der Geburt eines hoffnungsvollen Enkelsohnes, aus allen Kreisen der Bevölkerung kund-

gegebene liebevolle Theilnahme hat Mich und die Meinigen reich beglückt und mit innigem Danke erfüllt. Aus den Ihnen zugehenden Vorlagen werden Sie, eble Herren und liebe Freunde, ersehen, daß Meine Regierung bemüht gewesen ist, auf den verschiedenen Gebieten der Landesgesetzgebung und der Landesverwaltung, wo immer klar erkannte Bedürfnisse es geboten, die Vorbereitungen zu einer ebenso umfassenden als belangreichen Thätigkeit dieses Landtags zu treffen. Sie werden in diesen Arbeiten die unveränderlichen Absichten Meiner Regierung erkennen, die Entwicklung unseres Staatswesens auf den bewährten Grundlagen weiterzuführen und im Geiste gerechter Freimüthigkeit und fester Ordnung zu vervollkommen. Mit Zuversicht hoffe Ich auch, Ihre Berathungen und Entscheidungen auf dieses Ziel gerichtet zu sehen. Mir dürfen uns dieser gemeinsamen Arbeit — Ich betone dies mit froher Empfindung — zu einer Zeit widmen, in welcher Handel und Verkehr wieder in sichtlichem Aufschwunge begriffen sind und auch die theilweise Gente dieses Jahres einen günstigen Einfluß auf den Wohlstand des Landes hoffen läßt. Die auf dem letzten Landtage angeregten Erhebungen über die allgemeine Lage der Landwirtschaft werden Ihnen unverweilt vorgelegt werden können. Die Ergebnisse werden bei Ihren Berathungen vielfach um so werthvollere Aufschlüsse und Anhaltspunkte gewähren, als diese Untersuchung sich über Gemeinden aller Landestheile und verschiedenartigster Gestaltung erstreckt und sich streng zur Aufgabe gestellt hat, ohne jegliche Voreingenommenheit durch sorgfältige und gewissenhafte Erforschung ein möglichst getreues Bild von den Zuständen zu gewinnen, in welchen dormalen ein nach seinem Berufe, wie nach seiner Zahl und Kraft, so gewichtiger Bestandteil der Bevölkerung Wadens sich befindet. Die wiederholt in Verhandlung gewesenem gesetzgeberischen Aufgaben einer definitiven Ordnung der Zuständigkeit und des Verfahrens der Verwaltungsgerichte, einer Vereinfachung der Kreisorganisation, der Entlastung der Kreise in Beziehung des Landarmenwesens und der Aenderung ihres dormaligen Verhältnisses zum Bau und zur Unterhaltung der Landstraßen, sowie einer Revision der Städte-Ordnung, haben Meine Regierung unausgesezt beschäftigt und zur Ausarbeitung von Gesetzentwürfen geführt, welche Ihnen demnächst zur Berathung und Beschlußfassung übergeben werden sollen. Das freundliche Verhältnis zu dem katholischen Kirchenregiment hat sich bei der Erlebigung aller Angelegenheiten, die ein Einvernehmen mit der obersten Kirchenbehörde erforderten, in der beim Schluß der letzten Tagung erhofften Weise bewährt. Meine Regierung wird ernstlich bestrebt sein, dieses für eine friedliche Entwicklung der inneren Zustände des Landes wichtige und erfreuliche Verhältnis aufrechtzuerhalten. Die auf dem vorigen Landtage angeregte Frage einer gesetzlichen Regelung und Feststellung der Verhältnisse der Mittelschulen hat Meine Regierung unter Zuziehung weiterer sachkundiger Kreise einer sorgfältigen Prüfung unterzogen. Eine Uebersicht dessen, was auf Grund jener Berathungen bis jetzt geschehen ist, wird Ihnen vorgelegt werden. Umfang und Form der allgemeinen Feststellungen im Gebiete des Mittelschulwesens, welche sich an diese Einzelverordnungen anzuschließen haben werden, sind noch Gegenstand der Erwägung Meiner Regierung. Auf dem Gebiete des Volksschulwesens sind Gesetzentwürfe über die Berechnung der Staatsbeiträge zu den Volksschullehrergehalten, über die Ablösung der auf Privatrechtstiteln beruhenden Leistungen für Lehrergehälter, sowie über die Rechtsverhältnisse der an öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten verwendeten Lehrkräfte, fertiggestellt. Seit dem Inkrafttreten der Reichsjustizgesetze hat sich das Bedürfnis gezeigt, unter deren Berücksichtigung die bestehenden Vorschriften über die öffentliche Hinterlegung einer gesetzlichen Neugestaltung zu unterziehen. Das erhöhte Interesse, welches neuerlich den aus früherer Zeit stammenden Werken von historischem und künstlerischem Werthe aus weiteren Kreisen zugehend wird, läßt eine Ordnung der Fürsorge für die vaterländischen Denkmäler dieser Art durch die Gesetzgebung geboten erscheinen. Am Schluß des vergangenen Jahres haben die Hochfluthen des Rheines und seiner Zuflüsse den Uferbewohnern schwere Beschädigungen zugefügt. Durch reiche, von nah und fern geleistete Unterstützungen ist die augenblickliche Noth wirksam gelindert worden. Dem Staat und den nächstbetheiligten Interessentenkreis ist aber noch die finanziell schwerwiegende Aufgabe verblieben, die zerstörten Verkehrswege und Schutzwerke wiederherzustellen, sowie durch umfassende Neubauten entsprechend zu verstärken. Wie bedeutend hiebei die Staatshilfe beanprucht ist, werden Sie aus der Budgetvorlage erkennen. Mit um so größerer Befriedigung werden Sie erfahren, daß — ungeachtet der sonstigen Steigerung des Ausgabe-Stats durch sehr beträchtliche Anforderungen für mannfache der Volkswohlfahrt gewidmete Anstalten — der Abschluß des Voranschlags ein günstiger ist. Auch unsere Staatsbahnen haben durch die Witterungseinflüsse des vergangenen Jahres mehrfache Beschädigungen des Bahnkörpers und in Folge dessen länger andauernde Betriebsstörungen erfahren. Nicht minder haben sich wiederholte, tief zu beklagende Betriebsunfälle ereignet, welche es Meiner Regierung zur Pflicht machten, der Betriebssicherheit unserer Bahnen die ernstliche Aufmerksamkeit zuzuwenden und aus diesem Anlaß auch die gesammten Verwaltungseinrichtungen einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen. Soweit sich hier bei eine Aenderung bestehender Ordnungen als zweckmäßig ergeben hat, sind die nöthigen Verfügungen bereits getroffen worden; andere, die Vervollkommnung technischer Einrichtungen bezweckende, Maßnahmen werden Ihrer Zustimmung unterbreitet werden. Der gesteigerte Verkehr unserer Bahnen macht sich in andauernd wachsenden Erträgen bemerkbar. Diese allmähliche Besserung der finanziellen Lage der Staatsbahnen wird es ermöglichen, die durch den Bau der Süllenthalbahn übernommenen Opfer ohne Nachtheil zu tragen und im weiteren Verlaufe auch der Erfüllung berechtigter Wünsche anderer Landestheile näher zu treten. Einem aus dem Kreise der Producenten schon seit längerer Zeit hervorgetretenen Wunsche nach einer anderrweitigen Regelung der Steuerbestimmung entgegenzukommen, ist Meine Regierung mit der Vorbereitung einer Gesetzesvorlage beschäftigt, welche an Stelle der Kesselsteuer eine Braumalzsteuer einführen die Absicht hat. In dem Bestreben, die steuerlichen Lasten der Bevölkerung, noch mehr als bisher geschehen, nach der individuellen Leistungsfähigkeit der Pflichtigen zu vertheilen, wird Ihnen die Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer aus neu vorgeschlagen werden. Der Ertrag dieser Steuer soll ausschließlich in der Verminderung der bestehenden directen Staatsabgaben seine Verwendung finden. Will eine befriedigende materielle und rechtliche Stellung aller Bediensteten der Staatsverwaltung einzutreten, ist von Mir stets hin wesentlich als eine Sorge der Staatsregierung erkannt worden. Dieser, auch ihrer finanziellen Tragweite wegen, besonders schwierigen Aufgabe, wie nicht minder der Erhaltung einer festen Dienstordnung, wird Meine Regierung auch ferner ihre volle Aufmerksamkeit widmen und — unbeschadet der Vorbereitungen für ein die Rechtsverhältnisse aller Staatsbediensteten umfassendes Beamtengesetz — noch diesem Landtage eine Vorlage wegen ausgiebiger Versorgung der Unterbenen der ohne Staatsdiener Eigenschaft angestellten Bediensteten der Staatsverwaltung zugehen lassen. So eröffnet sich Ihnen, eble Herren und liebe Freunde, ein weites Feld für die Aus-